

PORTRÄT

*Gemacht hat er schon alles
Mögliche, der deutsche
Neger aus der ZDF-
Krimiserie «Der Alte»:
Zahntechniker, Boxer,
Kellner, Schauspieler,
demnachst Sänger und seit
kurzem auch Kneipier.*

*Charly Huber tut nur das,
was er gerne tut. Dann
aber volle Kraft voraus.*

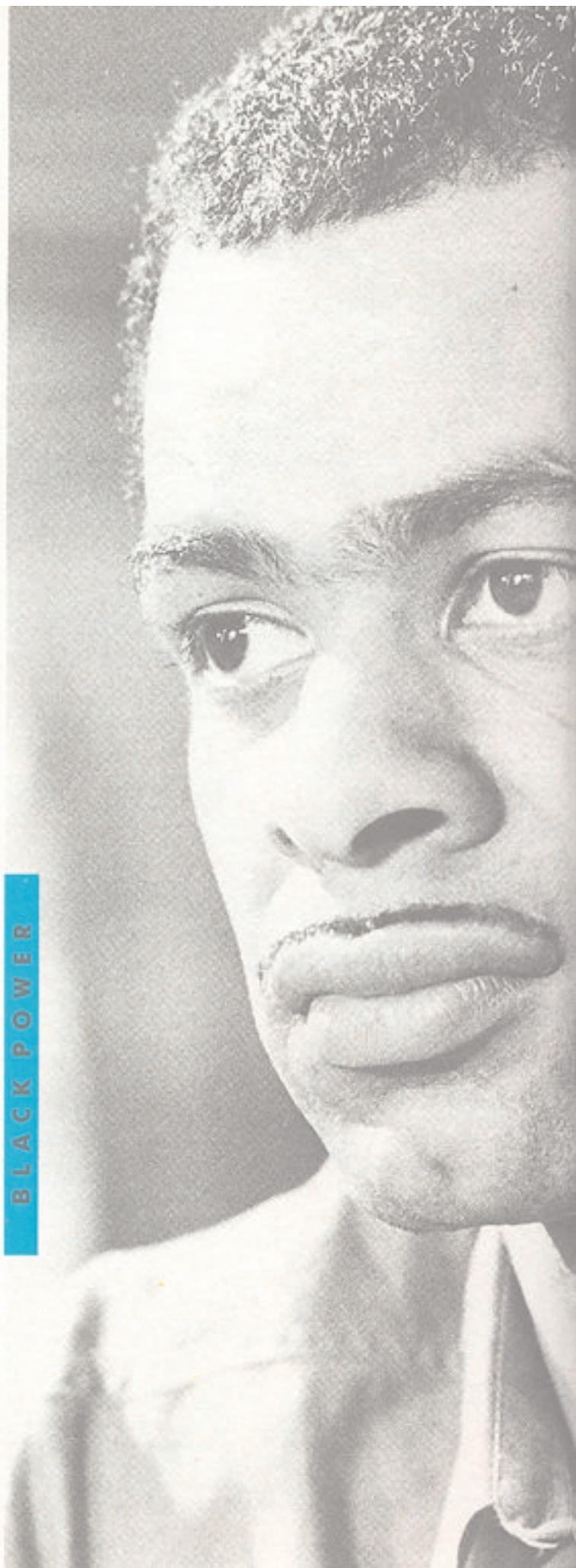
CHARLY HUBER

DER DEUTSCHE NEGER

Wahrscheinlich liegt es ganz einfach an den Synkopen. In der Musik ist das die Betonung eines ansonsten unbetonten Taktteiles. Für Charly Huber ist es Lebensphilosophie. Er tut und macht und läßt, was ihm wichtig erscheint. Der Deutsche mit dem afrikanischen Blut entscheidet aus dem Bauch heraus, der bei ihm höher sitzt als der Kopf. Bildlich gesprochen. Neger sind synkopischer, sagt der Huber Charly. Sie kommen dann, wenn der andere ein Loch im Atmen hat – im Boxer-Jargon gesprochen. Deswegen kam unser Treffen wohl auch ewig nicht zustande. Geschlagene drei Monate telefonierten wir hintereinander her – wenn ich in der Stadt war, war der Huber weg. Wenn er mich anrufen wollte, war ich nicht da. Damals wußte ich noch nichts von den Synkopen, also hatte ich langsam nur eine Mordswut auf den Kerl, der sich so lange bitten läßt. Seine Frau, die Angelika, gab am Telefon immer geduldig Auskunft, wenn nicht Tochter Mia (5) vom An-

rufbeantworter plapperte. »Jetzt hat er eine Kneipe aufgemacht, daheim ist er selten. Aber wenn's nicht die Kneipe gewesen wäre, dann etwas anderes. Er muß immer irgendwas machen«, erläutert die blonde Bajuwarin das Temperament ihres Mannes. Ich hatte ihn schon abgehakt, als es dann doch noch klappt. In Gräfelfing bei München, wo Huber zehn Jahre gelebt hat – »zwischen neun und neunzehn« – findet die Hatz endlich ihr Ende. Zwei Stunden gibt er uns, während das »Browns« präpariert wird für den Auftritt einer befreundeten Band am Abend. Eine Kneipe wollte der inzwischen 30jährige schon immer haben. Seinen Kompagnon, Matt Braun, kennt er seit 20 Jahren, das gemeinsame Projekt Kneipe schwirrte schon in den Teenagerköpfen herum. »Wir hätten da so ein paar Kisten im Auge. Entsprach dann aber nicht unserem Bild von einer Kneipe – und dann hatten wir auch nicht genug Kohles«, beschreibt der leidenschaftliche Rover-Fahrer das Wahrwerden eines Jugendtrau-

BLACK POWER



mes. Jetzt, wo er als Inspektor Henry Johnson pro Folge 10 000 Mark kassiert und der Matt als Autohändler erfolgreich ist, kann das »Browns« laufen. »Browns« – »weil mein Co. Braun heißt und ich braun bin.« Ganz einfach.

Man muß nur wissen, wie sehr man etwas will. Und wenn es dann nicht stattfindet, dann will man's vielleicht nicht richtig«, lautet das Motto des schlaksigen Riesen, der mit seinen 1,87 Metern gerade damit beschäftigt ist, Bilder an die Wände zu hangen. Er tigert

Freude – ein zentrales Wort im Wortschatz des charmanten Plauderers, der seinen Gefühlen auch in Englisch und Französisch Ausdruck zu verleihen weiß. Mit dem Vorschlag, drei Wünsche frei zu haben, kann er nichts anfangen. »Das ist mir zu viel und zu wenig«. So beschränkt er sich auf das Wort Freude, weil das am meisten beinhaltet. »Das ist Schach spielen« – er bezeichnet



sich als fortgeschrittenen Anfänger – »das kann auch Boden zusammenkehren sein«. Das kann noch sein, daß er morgen kurzfristig nach Südfrankreich düst. Alleine. »Da schaue ich mir das Meer an.« Daß er Tee und Mineralwasser parallel trinkt, so wie jetzt. Oder eine Zigarette nach der anderen raucht, obwohl die Bronchitis unüberhörbar kratzt. »Ich rauche gegen die Bronchitis. Wenn ich die richtige Einstellung habe, macht mir das nichts aus«, tont er mit seinem gewaltigen Baß im Brustton der Überzeugung und meint den entsprechenden Willen, der im besten Fall Berge versetzen kann. »Wenn der Wille nicht steif ist. Nicht kontraktiver Natur, sondern pulsierend.«

Außerst lebhaft liest sich auch der Lebenslauf des knackigen Knaben. »Wo die Liebe hinfällt«, umreißt er kurz, »entstehen ab und zu Produkte. Ich bin eins davon«. In seinem Fall fiel die Liebe eines angehenden Diplomaten

durch die Räume, hier schnell ein Nagel, dort schnell ein Bild, gut so? Tiefer? Improvisation at its best. »Die sind von einem befreundeten Maler, der zwar ein toller Künstler, aber ein miserabler Verkäufer ist«, kommentiert der Mann mit den ungleichen Augen – »das linke ist kleiner« – die fix aus dem Ärmel geschüttelte Ausstellung. Die restlichen Wände hat ihm ein Bekannter aus Schulzeiten in einem Tag mit Graffiti verzaubert. In zwei Stunden laufen hier die ersten Gäste ein. Aber drängen läßt sich der im Sternzeichen Schütze Geborene von nichts in der Welt. Und was juckt ihn schon ein Interview, wenn es ihm doch jetzt Freude macht, Bilder aufzuhängen?



neuen Stiefvater. Die Schule war sein Ding bald nicht mehr. »Besonders war ich nie da«, grinst er über die Zeiten, in denen er seine Lektionen fürs Leben lernte – bei den Mädels. »Das war okay für die Zeit, ich brauchte das.« Dringender als mathematische Formeln und ein Abitur. Das Ka-



pitel Schule wird kurzerhand abgehakt, und der Charly – wie er sich jetzt nennt – versucht's mit einer Lehre als Zahntechniker. Nach drei Jahren stellt er fest, daß dieser Job nicht seinem Naturell entspricht. »Das war an der Isar sitzen, aber mit der Isar nix zu tun haben, weil ich im Labor saß«, bringt er die Sache auf den Punkt.

Ich habe viele Dinge im Leben falsch gesehen«, erinnert er seelische Höhen und Tiefen in dieser Zeit, »mit zu viel Druck.« Den macht er sich bevorzugt selbst. Nach dem Zivildienst steht allerhand auf dem selbstauferlegten Programm: Schauspielausbildung, Phonetik-ausbildung, Gesangsausbildung, Tanzausbildung. Als Sparringspartner für Profis boxt er, in Kneipen kellnert er, 16 bis 18 Stunden hat er nonstop zu tun. »Heute arbeite ich ab und zu noch 17 Stunden am Tag«, wirft der Besessene ein und macht den Unterschied deutlich: »Es kommt immer darauf an, wie man die Dinge angeht. Ich tue das, wovon ich empfinde, daß ich es tun muß. Das ist keiner rationalen Logik unterworfen.« Heute entscheidet er aus dem Bauch heraus, der bei ihm ja bekanntlich über den Kopf dominiert, ob ihm Leute, Nächte oder Ereignisse wichtig genug sind, sie wahrzunehmen. »Ich wechselte da meine Ebenen.« Intuitiv. »Man unterliegt gewissen Strömungen, und da geht man so oder so. Ich wehre mich nicht dagegen«, sinniert er über sein afrikanisches Erbe. »Das Leben

beinhaltet viel an Gedanken, mehr noch an Gefühl.« Doch das Zulassen von Emotionen ist nicht unbedingt eine gefragte deutsche Charaktereigenschaft, paßt wohl auch eher ins warme Afrika als in die kalte deutsche Landschaft. »In Afrika berührt man sich ganz selbstverständlich, man lehnt irgendwo und schläft bei irgendjemandem – ganz ungezwungen. Dadurch bekommt man gefühlsmäßig so viel mit, man spürt, daß man existiert – auch körperlich«, erläutert der Hin- und Hergerissene das unterschiedliche Lebensgefühl. Den Körper als Instrument der Mitteilung einzusetzen, ohne gleich mit Hintergedanken konfrontiert zu werden – das ist es, was er in Deutschland vermisst. »In der Gesellschaft hier ist es widerlich eng in punkto Berührungen«, lamentiert der Schwarze mit der erotischen Ausstrahlung. »Das geht immer gleich in den Hosenladen.« Daß Charly Huber an dieser Diskrepanz seiner inneren Anlagen zu den äußeren Gegebenheiten nicht krankt, liegt daran, daß er sich im Laufe der Zeit ein Konzept erstellt hat, das auf seine Existenz abgestimmt ist. Und er gewisse Dinge einfach anders handhabt. Dene Konfrontationen bleiben nicht aus. »Ein wirklich selbstbewußter Mensch ist nicht ignorant«, sagt er und läßt ohne große Worte erahnen, welche Probleme ein andersfarbiges Dasein in dieser Gesellschaft noch immer aufwirft. »Der Neger ist die Umkehrung des Weißen – so hart, wie sich die beiden Farben brechen«, formuliert er knapp. Zum Beispiel im Job. »Ich war schon lange bei vielen Leuten für diverse Fernsehrollen im Gespräch. Doch dann hieß es immer, das kann kein Schwarzer sein, mit dem wir das besetzen – Du bist ein Neger, deshalb können wir Dich nicht nehmen.« Was übrig blieb, waren Klischeebesetzungen. »Araber und Amis, amerikanische Soldaten und arabische Magnaten«.

Entsprechend besetzt, zeigte er sein schauspielerisches Können in Fernsehproduktionen wie »Tatort«, »Der Fahnder« oder »Patrick Packard«. Im Kino war er in »Kehraus«, »Ein Mann wie

Eva« und »Enemy Mine« zu sehen. Bis mit seiner Rolle als Inspektor Henry Johnson an der Seite des neuen »Alten« Rolf Schimpf endlich der deutsche Neger geboren war. »Den deutschen Neger gibt's erst seit mir in der Öffentlichkeit«, bestätigt der Prototyp. »Nicht, daß ich mir was drauf einbilde, ich stelle das ganz nüchtern fest.«

Die Rolle ist ein fulltime job, elf Folgen werden im Jahr abgedreht. Das Verhältnis zu den Kollegen stimmt. »Wir verstehen uns sehr gut«, spricht der Huber Charly. »Das sage ich nicht bloß, sonst würde ich dazu gar nichts sagen.« Rolf Schimpf und Michael Aude zählen zu den Stammgästen in Charly's Kneipe. Dennoch sieht er seinen Beruf nicht als sein Leben, sondern als einen Bestandteil von vielen. »Wäre ich nur ein Mensch aus meinem Beruf, würde mein Gehirn – egal, welchen Beruf ich mache – immer enger werden.« Dazu fällt dem Wortakrobaten der Münchner Ostbahnhof ein. »Es gibt Leute, die bringen den Ostbahnhof mit Zügen in Verbindung, andere mit sich selbst oder mit dem Begriff Liebe.« Er selbst hat über den Ostbahnhof noch nicht direkt nachgedacht, doch es liegt auf der Hand, was er ausdrücken möchte: Es ist eine Frage des Horizonts, wann und ob der Zug der geistigen Mobilität abgefahren ist. »Es kommt immer darauf an, wie viele Punkte man hat, die man zueinander in Beziehung setzen kann.«

Das Leben ist nicht statisch. Dinge entwickeln sich. Für Charly Huber nicht zum Schlechtesten. Er läßt einfach kommen. »Alles, was auf einen zukommt, ist prinzipiell richtig. Sonst käme es nicht auf einen zu«, philosophiert er mit seiner sinnlichen Stimme, die einem Schauer den Rücken entlang jagt. Beim Zuhören lüft er einen unweigerlich damit ein. Demnächst wird der Mann für alle Fälle das auf Platte tun, im Frühjahr wird der singende Neger produziert. »Ich empfinde sehr gern, was andere im Moment empfinden. Und mit Musik geht das sehr schnell.« Natürlich synkopisch. Logo

Text: Uschi Bauer,
Fotos: Engelmaier

aus dem Senegal auf eine niederbayerische Maid. »Mein Vater war Public Relation Chef des senegalesischen Außenministeriums«, fugt Charly an. Und einer von der schnellen Truppe: Kaum war der kaffeebraune Sproß gezeugt, machte sich der Kindsvater aus dem Staub. »Man kann's so sagen. Er sagt, es war nicht so«, zitiert der Sohn den Vater. »Tatsache ist, er war nicht da.«

Heute lebt Jean-Pierre Faye in Berlin, seine zweite Frau ist Berlinerin. »Wir telefonieren wöchentlich einmal«, beschreibt Charly die späte Vater-Sohn-Beziehung. »Es kann ja Zeit vergehen, und man kann entdecken, daß man Dinge ähnlich sieht und ähnlich hat.« Drei Halbschwestern hat er noch, zwei in Paris, eine in Berlin, einen Halbbruder in Stockholm und einen in Senegal. »Auch alles Mülatten wie ich.« Aufgewachsen ist er dennoch alleine. Die Oma hat den Buben großgezogen, in einem kleinen Dorf in Niederbayern. Einfach war das für beide nicht. Wenn die Kinder den Andersfarbigen als »Nigger« beschimpften, heulte er sich bei der Oma aus; wenn die darüber auch ins Weinen kam, tröstete der kleine Karli sie. Lange hat er das nicht mitgemacht, bald schlug er kräftig zurück – mit Worten und Fäusten. Mit neun holte die Mutter ihren Sproß zu sich und dem